Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 3

Artikel: Besteigung des Aetna

Autor: Gamper, Gustav

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633254

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

einfache, groß umrissene Seelandschaft hineingestellt, über der gerade das erste Morgenlicht leuchtete. Walther Fürst stand, die Rechte zum Schwur erhoben; die beiden andern, wie von gewaltiger, unwiderstehlicher Erregung auf die Knie gezwungen, knieten und schwuren auf das Schwert. Die Szene wirkte unmittelbar hinreißend. Die liebe Zeitungsschreiberei aber schrie, das Bild sei heidnisch; es müßten mehr Personen her, es sei unhistorisch usw. Unfähig, den innern Gehalt zu erfassen, hielt man sich, wie das bei kleinen Geistern immer der Fall ist, an Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten. Die Regierung von Uri begnügte sich nicht damit, den Abbruch der Kapelle so lange als irgend möglich zu verzögern. Sie sandte dem Maler, der gerade im Schächental arbeitete und Köpfe für seine Eidgenossen zeichnete, die Aufforderung, die drei Eidgenossen stehend darzustellen, sonst werde die alte Kapelle nicht abgebrochen. Die Dummheit ging so weit, daß der „Basler Volksfreund" eiferte, die Ehre Basels verlange Einschreiten gegen Stückelberg. Was nützte es dem Maler, daß er knirschte: „Jeder Schuster trennt sich von seinem Leist und jeder Stiefelwichser sagt mir, was ich malen soll. Wir müssen uns nächstens bei der „Grenzpost" und beim „Vaterland" erkundigen, wo die Schweine sind, welche die besten Borstenpinsel fürs Fresko liefern." Was nützte es ihm, daß die Kunstkenner einhellig zu ihm standen! Er mußte unter das Joch; und der italienische Vers, den er sich damals vorhielt: „Süß ist es, für das Vaterland zu sterben; aber weniger süß, auf dieser gesegneten Erde zu leben," ist doch eigentlich ein schlechter Trost und riecht nach dem Galgen. Es ist gut, sich daran zu erinnern; denn eben dieses angefochtenen Malers Stückelberg Eidgenossen waren es, die jüngst von einem Magistraten den Eidgenossen James Vibert's als Muster vorgehalten wurden.

Erst am 15. Juli 1880 konnte Stückelberg seine Arbeit in der neuen Kapelle aufnehmen. Bei der Arbeit suchte ihn König Ludwig II. von Bayern auf, traf ihn freilich nicht, ließ ihm aber schmeichelhafte Komplimente überbringen. Gottfried Keller kam mit Rudolf Koller und dem Maler Rittmeyer. Er beschrieb humorvoll dies Kunstreischen in der „Neuen Zürcher Zeitung".

Mitten in der Arbeit traf ihn ein harter Schlag: seine Mutter starb. Es ist bezeichnend, daß Stückelberg hier seine Selbstbiographie abschloß. Die Arbeit hielt ihn aufrecht. Als er Ende September 1882 heimkehrte, da war sein Werk zu Ende; er hat es selbst als sein Lebenswerk bezeichnet. Er war aber nicht schaffensmüde. Die Ehrungen, die nun kamen, zogen ihn nicht von der Arbeit ab; die feierliche Einweihung, die Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Basel, zum Ehrenmitglied der Kunstvereine Basel und Winterthur — das alles fand ihn über neuen Plänen. Nun waren es hauptsächlich Bilder aus der Schweizergeschichte, die ihn beschäftigten; die Ideen und Skizzen drängten sich so überreich, daß er niemals alle ausführen konnte. Es war dem Sohne später leicht, aus diesen Arbeiten ein Buch zusammenzustellen, das über wichtige zentrale Begebenheiten aus der schweizerischen Geschichte würdige Bilder vereinigt. Die letzten Jahre seines Lebens sind reich geblieben an neuem Schaffen. Italien hat er wieder aufgesucht. Auf schweizerischen Ausstellungen war er immer gut vertreten, trotz des Streites, den er mit den Jüngeren hatte. Da starb 1890 seine Schwester. Von da an verließen ihn Todesgedanken nicht mehr. In diesen Jahren malte er Bilder, die immer deutlich mahnten: Gedenke, daß du sterben mußt. „Tod und Leben" ergreift besonders. Ein Totengräber holt eben einen Schädel aus der Grube; erschrocken blicken frische Knaben und Mädchen zu; auf dem schlichten Holzkreuz, das am Boden liegt, liest man den Namen „Ernst Stückelberg". Er sehnte sich nach Ruhe. Eine junge Freundschaft trat noch in sein Leben: Paul Robert. Noch einmal flackerte sein Lebenswille auf. Der Lebensmüde malte Bilder aus dem Land der heitern Lebensfreude: aus Griechenland. Für den Verlag Zahn in Neuenburg zeichnete er ideale Köpfe aus der Schweizergeschichte: Diviko, Tell, Fürst, Stauffacher, Winkelried, Erlach. Der siebenzigste Geburtstag bot ihm Gelegenheit, das reife Kornfeld seiner Arbeit zu überblicken. Eine Stückelberg-Ausstellung zeigte dem Volke, was es an seinem Maler besaß. Als dann am 14. September 1903 leise der Tod geschritten kam, war die Trauer um ihn tief und wahr.

E. R.

Ernst Stückelberg. Abend nach der Schlacht. Skizze.

Besteigung des Aetna.

Von Gustav Gamper.

Nahe über Catania, wo man den ersten Rundblick auf Stadt und Meer genießt, empfing mich die Sommerglut der sizilischen Landstraße.

Allein und begeistert wandernd, dem riesenhaft hingelagerten Aetna entgegen, aß ich von einer blauen Traube, die groß und edel gebaut, in sieben vereinigten Brudertrauben, ein wahrhaft paradiesisches Symbol der Sonnenherrlichkeit war.

Bald teilte ich die Frucht mit einem alten Mönche, der am Wege Gaben sammelte für den Ausbau einer unvollendet gebliebenen Kirche. Nachdem er einen Tribut des vorüberziehenden Wanderers erhalten hatte, führte er mich zum Altare, der, mit Bretterverschlägen notdürftig abge-

schlossen, schon der Zeremonie diente. Vor einem kunstlosen Bilde der Maria ward ich über meine Religion befragt. Der Schwärmer begann die ganze vorherrschende Macht der römischen Kirche, Himmlisches und Höllisches zu preisen und forderte mich zuletzt auf, das Madonnenbild knieend zu verehren. Ich wußte ihm nur zu bedeuten, daß ich alles achte, was er zum Ruhme der Kirche gesagt habe, unmöglich aber eine Handlung vollbringen könne, die mir völlig fremd sei. Darauf sank er selber auf die Knie nieder zum Gebete für mein Heil. Wunderliche Empfindungen erregten mich, während er mit inbrünstigen Worten und Gebärden laut betete. Dankbarkeit konnte ich nicht versagen, wenn auch der Geist protestantischer Erziehung und persönliche Lebensanschauung zu natürlichem Widerspruch reizten. Der Alte endigte vertrauensvoll, schenkte mir ein Erinnerungsblatt an die allmächtige Göttin und entließ mich voll Güte.

Im Staube der Straße begegneten mir zu meiner großen Freude viele der zweirädrigen Lastfuhrwerke, Caretti genannt, deren jedem einzelnen ich Aufmerksamkeit zollen mußte. Von oben bis unten sind sie alle aufs reichste und farbigste mit Ornamenten und bildlichen Darstellungen bemalt; diese haben zumeist mittelalterliche Szenen zum Gegenstande: Heilige im Kreise ihrer Zuhörer, Duelle zwischen Rittern und Sarazenenfürsten; auch Modernes; Kämpfe zwischen Briganten und Carabinieri, ein echt sizilianisches Motiv. Ich erkundigte mich nach dem Preise eines so verschwenderisch bemalten und nicht minder selbst an Rad und Achse mit den reizvollsten Ornamenten verzierten Wagens und erhielt die Auskunft, daß er 200 Lire koste und hierzulande jeder Bauer einen oder mehrere solcher besitze. Aufs allerbunteste geschmückt sind auch die Rosse. Sie tragen zum Teil recht kostbare Halfter. Man will an Farbe wetteifern mit dem gewaltigen Himmelslichte.

In einem Dorfe erquickte mich ein bescheidenes Mittagessen bei einem Krämer, der gerade mit Weib und Kindern zu Tische saß und mich gastfreundlich bediente.

In Pedara sah ich eine schöne, aus Lavasteinen erbaute Kirche. Sie wirkte in Schwarz und weiß überaus ernst und einfach.

Nicolosi, die letzte Ortschaft unter dem Aetna, erreichte ich gegen 5 Uhr. Zuerst wurde hier ein Führer aufgeboten, dann kehrte ich, von der Glut erschöpft, in einem Albergo ein, dessen Wirt mich eher als Freund denn als Fremden aufnahm und für angenehmste Erholung sorgte.

Meine bisher gehegte Absicht, während der Nacht zur Casa inglese, dem Observatorium unterhalb des Gipfels, vorzudringen, gab ich auf; allzugroße Anstrengung hätte sicherlich den Genuß beeinträchtigt. So unternahm ich noch für den Abend den nahen Spaziergang auf die beiden Monti rossi, von denen aus Goethe den herrlichen Feuerberg betrachtet hat. Ein schöner Knabe machte sich an mich, und seinen Augen verdankt er's, daß ich ihn als unnötigen, aber unterhaltsamen kleinen Führer mitgehen hieß. Oben im Sattel der beiden niedrigen Kratergipfel ward mir eine reine und erhabene Ansicht des Aetna zuteil, dessen leichter Rauch wie ein harmloses Wölkchen aufstieg. Rings um mich her erglühte wundersam im Scheine des tropischen Abends das purpurrote Gestein. Als Andenken sollten einige blinkende Krystalle dienen, die mir der liebliche Knabe freudig sammelte.

Um 6 Uhr morgens brach ich mit Vinci Salvatore, einem kräftigen, Vertrauen erweckenden Manne, auf und betrat nun das innere Gebiet des tyrannischen Berges. Lange Zeit emporsteigend zwischen erhitzten, aus Lava errichteten Mauern, welche überall die zahllosen Vignen umschließen, gelangten wir in den Bereich des Kastanienwaldes. Unterwegs hatten wir unsere Proviantsäcke einem Rosse aufgebürdet, das mit vielen anderen täglich Schnee herabzutragen hatte. Die Catanesen und die Sizilianer insgesamt versichern sich über den Sommer für ihre Getränke des kühlenden Schnees, von dem sie ganze Felder mit Lavasand bedecken, um das Schmelzen dadurch zu verzögern.

Die reiche Vegetation, immer noch mit Rebe untermischt, hebt sich in ihrem grellen Lichtgrün merkwürdig ab vom schwarzen Lavasande, dem sie ihr Gedeihen verdankt. Blumen sind selten; Ginster, der sich hin und wieder zu kleinen Bäumen auswächst, zeigt sich viel. Birn- und Apfelbäume, Kirschen-, Feigen-, Kastanien- und Mandelbäume sind in üppiger Fülle.

Um Mittag machen wir bei einer großen Cysterne, die sehr frisches Wasser bietet, einen Halt und rasten endlich weiter oben in der Cantoniera, einem Steinhause.

Hier ist das Ende der fruchtbaren Region erreicht. Nur noch Farren und Moose fristen ihr Dasein. Und fremdartig genug ist schon der Anblick der Landschaft. Man sieht viele der den Herrscher umringenden Vasallenkrater, von denen einige uns zur Rechten sich beim letzten großen Ausbruch von 1891 gebildet haben. Das Meer, grau in der zitternden Atmosphäre, erscheint durch den höher und höher steigenden Horizont kaum mehr als ruhende Fläche, vielmehr als eine rätselhafte Scheidewand, die uns das Fernste verdeckt.

Treiber mit ihren kräftigen und geduldigen Tieren schwenken seitwärts ab, Schnee zu holen. Wir beide nehmen ein Frühstück und steigen weiter aufwärts.

Nun wird der Boden heroisch, unendlich traurige, herzbeklemmende Wüste.

Bald ist der Piano del Lago, eine sanft abfallende Ebene, erreicht. Hier erquickt nicht die balsamische Luft einer Schweizer Alp. Rauher Wind weht uns Schwefelgeruch entgegen; der Atem wird dem Neuling benommen. Schwarzer, zu raschelnder Kohle verbrannter Fels ist der Grund. Mühsam schleppt man sich dem nun deutlich sichtbaren Observatoriumsgebäude näher, hinter dem der breite Gipfel herrscht, gepanzert mit steilen, blendenden Hängen, dem an der Oberfläche sich zeigenden Schwefel. In unserer Nähe glänzt unberührter Schnee, über den wir gerne schreiten, da er dem von der Lava ermüdeten Wanderer erwünschte Abwechslung gewährt. Telegraphenstangen bezeichnen einen schnurgeraden Weg; der Draht aber ist von Stürmen zerrissen, so daß man die Leitung im Boden zu legen beabsichtigt. Ich fragte nach der Gefahr in Gewittern, als ich erfuhr, daß die weithin leuchtende Kuppel des Observatoriums aus Eisen sei. Salvatore antwortete, daß alle Blitze in den Krater einschlügen, der dämonisch alles Feuer auch an sich zieht.

Um 5 Uhr hatten wir unser Refugium erreicht, das für die Obdachsuchenden ähnlich unseren schweizerischen Klubhütten eingerichtet ist, aber bedeutend weniger zum Aufenthalt einlädt. Freilich soll Reinlichkeit unmöglich sein infolge des immerwährend eindringenden Aschenstaubes.

Die Kälte in dieser Höhe von 3000 Metern machte sich heftig fühlbar. Aus der Glut sizilischen Tieflandes kommend, ward ich mitten im Sommer jähem Frost und Sturmwind ausgesetzt. Die zum Nächtigen bereitliegenden Decken mußten sogleich als Schutz dienen. Eine Besteigung des Gipfels noch am gleichen Abend auszuführen, wie es oft geschieht, erwies sich als untunlich, eine dichte Rauchwolke vereitelte unsere Absicht. Vor Anbruch der Dämmerung aber erlebte ich noch ein wunderbar überraschendes Schauspiel: den gigantischen Schatten des Vulkans aufs Meer hinausgeworfen.

Immer tobender umbrauste der Wind das ungastliche Haus, unsagbar öd und schwarz lag rings das Lavagestein, über dem bald die Sterne wie Feuer brannten. Es beschlich mich ein unheimliches Gefühl vor diesem fremden, menschenfeindlichen Berge. Wie anders war's, als am Abend vor der Bezwingung eines heimatlichen Gipfels! Nicht überirdischer Freiheit der Höhe harrte man entgegen, sondern den Abgründen unterirdischer Kräfte.

Schweigend begannen wir nach einem unruhvollen Schlafe den Angriff. Salvatore entflammte einen Schilfstab, den er unterwegs abgeschnitten, als Fackel. Wieder

schreckte mich Schwefelgeruch. Ein infernalischer Hauch. Schritt für Schritt wurde zur Qual. Zuerst kamen wir an einer Erdöffnung vorüber, aus welcher Dampf entstieg, in der Dunkelheit gespenstige Erscheinung. Dann ging es steil, doch rasch, da keine Asche gefallen war, dem dämmernden Kamme zu. Die Fackel wurde gelöscht, schon entzündete sich jenseits Calabriens der Tag. Wir betraten den Schwefelboden; ich bückte mich, berührte ihn mit der Hand, atmete ein einziges Mal das heiße Gift aus unmittelbarer Nähe ein und hatte Empfindung des Todes.

Bisher waren wir durch den Gipfel selbst vor dem Winde einigermaßen geschützt gewesen; jetzt, als wir die Höhe erklommen, peitschte er uns förmlich. Jeder Fuß breit mußte ertrotzt werden.

Noch herrschte Dämmerung. Salvatore führte mich hin zum Schlund, an dessen Rande wir uns zu Boden warfen und dann in die Tiefe schauten.

In ungeheurem Kreise öffnete sich der Krater, Schluchten und Felsenhänge zu uns emporsendend, schwarz und schwefelgelb. Schrecklicher Dampf erfüllte die Schluchten, kletterte an den Felsen, umleckte scharfe Kanten. Doch unten der grauenvolle Trichter, Satans Pforte! Die Phantasie schwingt sich hinab, durchdringt die erstickenden Dämpfe, stürzt sich ins Reich des Feuers und der Gifte und entdeckt das Mysterium ewiger Vernichtung.

Nach wenigen Minuten wichen wir, vom Sturme betäubt, rückwärts und suchten Schutz. Wir fanden ihn und konnten des Sonnenaufgangs genießen.

Sanft stieg der große Freudespender ins Wolkenlose, wahrlich ein Gott, unendlich fern dem Schrecklichen neben uns.

Doch bald kehrte ich zum Anblick des Kraters zurück und harrte nun wieder liegend eine Viertelstunde lang aus, ganz mich dem Eindrucke hingebend.

Zum erstenmal empfand ich die Erde als Gestirn, sah ihren Weltenwillen. O süßes Leben grünender Natur, als zarter Flor verhüllst du das Ungeheure des Chaos'! Und wie Kinder im Frühling spielen wir ahnungslos über Schrecknissen.

Drohender wälzte sich Rauch hervor; jubelnd ergriff ihn der Sturm und entführte ihn an dem uns gegenüberliegenden Kamme des Kraters. Diesen zu umschreiten, wie es ruhige Witterung erlaubt, war gänzlich unmöglich. Sicherer Tod würde ein solches Wagnis bestraft haben.

Wie in Zerknirschung bei dem Gedanken an ein Ende in dieser Hölle stieg ich abwärts, kaum des überall verbreiteten rosigen Lichtes achtend. Tief unten erglänzte schon mit dem Laufe des Anapos die catanische Ebene, Siziliens berühmte Kornkammer.

Nachdem wir dem Refugium einen zweiten Besuch abgestattet und gefrühstückt hatten, begann eine neue, höchst interessante Wanderung. Ueber ein schwarzes Plateau gelangten wir zuerst zu des Empedocles Turm, von dem nur noch spärliche Ueberreste stehen. Die Erinnerung an die grandiose Legende vom Tode des Empedocles überbrückt zwei Jahrtausende. Der Philosoph schreitet, sein Obdach für immer verlassend, dem Gipfel zu, in der Brust das Trauerspiel der Menschheit. Die untergehende Sonne sieht seinen freiwilligen Tod, des herrlichen Mannes Sturz in die Unterwelt, und als Hymnus tönt in den Abendlüften der segnende Ausspruch des Pausanias: „Groß ist die Gottheit und der Geopferte groß!"

Wir eilten weiter, ins Val del Bove hinabzuschauen, in ein wunderbar groteskes Gebiet der Verwüstung, und stiegen dann eine äußerst steile Lavahalde hinab zu ausgebrannten Kratern. Am Rande eines solchen stehend, erblickten wir eine weiße Taube, die, zuerst langsam über dem Schlunde schwebend, plötzlich hinunterstieß. Die Taube erschien wieder, schwebte und verschwand von neuem in der gefürchteten Tiefe, ein sonderbares Gleichnis vergeblichen Suchens.

Bald wieder unter glühender Sonne durchschritten wir eine gebleichte Sandwüste, an Krateröffnungen vorüber, wie in einer Mondgegend wandernd, und erreichten sehr ermüdet, vom Sturm und von dem aufgewirbelten Sande gequält, die Cantoniera.

Nach kurzer Rast ging's unaufhaltsam abwärts, in heftigem Streite mit dem Durst. Oberhalb Nicolosi schlug Salvatore eine neue Richtung ein und überschritt den gewaltigen Lavastrom, der 300 Meter vor der kleinen Stadt Halt gemacht und das Flehen der verzweifelten Einwohner zu ihrem Schutzheiligen erhört hatte.

Die Aufnahme in meinem Albergo konnte nicht freundlicher sein. Ich beschloß, zwei Tage still und müßig hier zu ruhen, meine außerordentliche Wanderung überdenkend, und Lebensgrüße fernen Freunden zu senden, von denen keiner mich an so bedeutender Stätte vermutete.

Noch am selben Abend führte mich der Wirt in seine Vignen und gab mir frei, nach Herzenslust Trauben, Feigen und Mandeln zu pflücken. Welche Fruchtbarkeit im Aetnagebiete herrscht, dessen werd' ich erst recht gewahr innerhalb der hochaufgeschichteten schwarzen Lavamauern, welche die Glut noch nachts festhalten und den paradiesischen Früchten zugute kommen lassen.

Auch ich bannte die Sonnenglut, als es dunkel ward, indem ich den feurigsten der Aetnaweine trank. Es langten sechs junge, zur Bergfahrt gerüstete Catanesen an; ich tafelte mit ihnen; wir wurden begeistert. Sie waren keine Pfaffenjünger, sondern sprachen frohe und männliche Ueberzeugungen aus. Einer von ihnen hatte die Schweiz besucht. Er und seine Kameraden ließen sie unter Jubel hochleben, als Hort körperlicher und geistiger Freiheit. Gitarre und Mandoline wurden hervorgeholt und bald ertönte Gesang vor der erleuchteten Pforte.

Als mein Nachbar Schuberts Melodie „Leise flehen meine Lieder" vortrug, forderten die Zuhörer, die sich auf der kleinen Piazza angesammelt hatten, stürmisch Wiederholung. Darauf kam Verdi an die Reihe, der wahrhaft südliche, herrliche Meister. Bellini als Catanese war nicht vergessen, sondern mit Stolz wurde eine Arie aus seiner Norma gesungen.

Ein ABC der Elternschaft,*)

insbesondere den Müttern ans Herz gelegt.

Von Dr. Hedwig Bleuler-Waser.

Du sollst Dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen von Deinem Kinde, auf daß Du nicht enttäuscht werdest durch die Wirklichkeit und es formen wollest nach Deiner Willkür. Denn Ihr Eltern habt es wohl erzeugt und geboren, aber nicht aus dem Nichts hervor, sondern aus tausendfältigem Sein, den Keimen seiner Ahnen, die sich gleicherweise an ihm offenbaren können. Dein Kind gehört weder Dir noch seinem Vater — einzig und allein sich selber und muß sein Vorbild und sein Schicksal aus eigener Seele graben.

Sowie Dein Kind einst mit Schmerzen sich von Deinem Leibe löste, muß es dereinst auch vom Seelenwesen der Eltern Abstand gewinnen, andern Geisteseinfluß in sich aufzunehmen. Es soll, es darf nicht ein Teil Deiner selbst bleiben; sonst verkümmert es wie die Frucht, die der Baum nicht frei gab zur rechten Zeit. Was reif wird, fällt ab und sucht eigenen Boden.

Betrachte Dein Kind nicht als Deinen Schuldner. Was Du an ihm getan, ist Dir vorausbezahlt von Deinen Eltern. Deine Kinder schuldens nicht Dir, sondern wiederum ihren Kindern. Was Du erntest an Liebesfreude, nimm als freies Geschenk obendrein. Dein Enkel wird einfordern, was Du Deinem Kinde zugewendet; entbehren, was Du versäumtest; rächen, was Dein Kind an Dir versäumte. Durch ihn wird Dein Kind hineinschauen lernen in Dein Herz und Dich verstehen.

*) Aus „Der Schweizerische Frauenkalender". Verlag: Sauerländer, Aarau.